

Die Architektur ist die Magd der Kunst

Autor(en): **Loderer, Benedikt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **5 (1992)**

Heft 12

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119700>

Nutzungsbedingungen

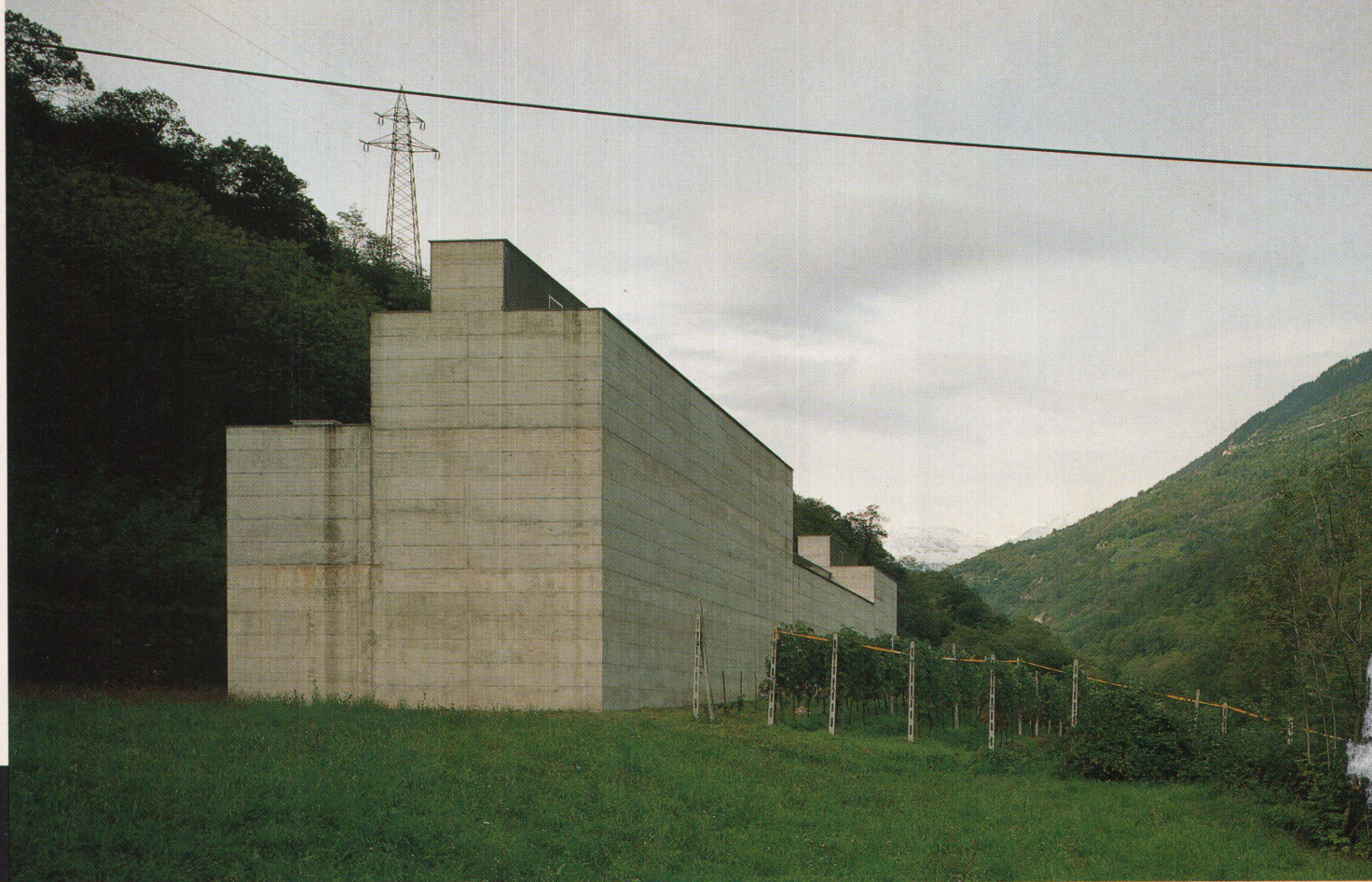
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Architektur ist die Magd der Kunst

von Benedikt Loderer, Bilder Alo Zanetta

In Giorno, dem untersten Dorf in der Leventina, steht seit kurzem ein Manifest. Seine Botschaft ist klar: Die Kunst allein zählt im Museum, ihr hat die Architektur zu dienen. Der Künstler heisst Hans Josephsohn, der ihm dienende Architekt Peter Märkli.

Zwei Dinge waren bisher mit dem Namen des Dorfes Giorno in der Leventina verbunden. Die «battaglia dei sassi grossi» zwischen den Eidgenossen und dem Herzog von Mailand im Jahr 1487, eine Zweitauflage von Morgarten, und, wichtiger, die romanische Kirche. Jetzt kommt ein drittes dazu: das Museum Josephsohn. Einen kräftigen Steinwurf vom Bahnhof talaufwärts steht auf einer Geländeterrasse zwischen Gotthardlinie und Tessin ein Betonhärting, ein gestufter, grauer Block von 42 Metern Länge, eine grosse, geheimnisvolle Truhe. Wer sich vom Bahnhof her nähert, entdeckt am Dorfrand im satten Grün von Wiesen und Reben zuerst eine asymmetrische Stirnwand, wird dann über einen leicht erhöhten

Weg an das Gebäude herangeführt und entdeckt dessen Dreiteilung in der Höhe. Durch die einzige Öffnung in den Aussenwänden, die klein wirkende Tür, tritt man in den ersten Raum ein.

Hier wird der Blick durch die Enfilade zweier Wandöffnungen zuerst nach vorn gezwungen, vierzig Meter geradeaus leuchtet die gegenüber liegende Abschlusswand im hellen Licht. Im Weitergehen entwickelt sich im Dreischritt die Raumfolge. Bei gleicher Raumbreite geht die Tiefe im Rhythmus 2a, 5a, 5a nach vorn. Stufenhohe Schwellen zwingen den Betrachter, den Übergang von einem in den andern Raum bewusst wahrzunehmen. Die Höhe gehorcht den Verhältnissen von 6b, 4b, 7b. Die Überlagerung ergibt zuerst einen sitzenden, dann einen liegenden und schliesslich einen stehenden Raum. Der erste ruht in sich selbst, die beiden andern machen eine Bewegung nach vorn. Dem stehenden Raum sind vier Seitenkapellen mit fast quadratischem Grundriss und der Höhe des sitzenden Raums angegliedert. Das schat-

tenlose, diffuse Licht kommt ausschliesslich von oben. Die drei Haupträume werden von einer durchgehenden Laterne mit seitlichem Oberlicht erhellt, die Seitenkapellen durch ein zentrales Dachfenster. Licht in der Architektur ist natürliches Licht, mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

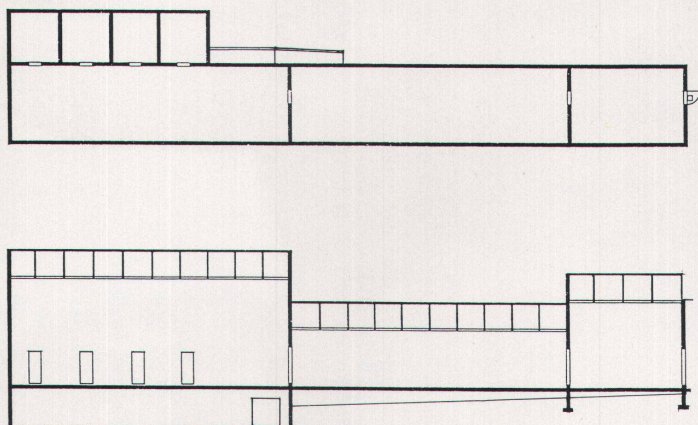
Dieses Museum ist charakterisiert durch das Weglassen. Es gibt «keinen Betrieb, keine Annehmlichkeiten, keine Parkplätze, keinen Eintritt, keine Bewachung, minimale Betreuung». Dem wäre noch beizufügen: keine Heizung, kein Alarmsystem, keinen Führer, keine Erklärungen. In der Freizeitlandschaft der neuen Museen behauptet dieses Gebäude trotz: Im Museum gibt es nur ein Erlebnis, das der Kunst. Kontemplation ist das Gegenteil von Konsum, ein Museum ist weder Schaubühne noch Rummelplatz, keine architektonische Inszenierung, keine Performance, keine Video-, keine Ludo-, keine Bibliothek, keine Wechselausstellungen, keine Vernissagen, nichts anderes zählt als das Kunstwerk selbst. Die Archi-

Erste Begegnung mit der asymmetrischen Stirnfassade des Härtlings (links)

Blick vom liegenden Raum zum Eingang (rechts)

Grundriss des Museums Josephsohn in Giornico: eine Folge von sitzendem, liegendem und stehendem Raum

Längsschnitt: die Räume sind mit einer durchgehenden Laterne wie eine Fabrikhalle beleuchtet



Die drei verschiedenen Raumhöhen bestimmen die Form des Baukörpers



tektur soll dabei den Hintergrund bilden, sie ist die Magd der Kunst.

Betrieben wird dieses Museum von der Stiftung «La Congiunta», deren Zweck lapidar lautet: «Grundstück finden – Haus einrichten – Plastiken hineinstellen». Doch das Gelingen ist das Ergebnis der Hartnäckigkeit einer verschworenen Gruppe. Selbst in der Schweiz geschehen noch Wunder.

Es ist ein Museum für nur einen Künstler. Die Reliefs Hans Josephsohns waren der Ausgangspunkt des ganzen Unternehmens. Für sie fand sich das Grundstück, ihnen angemessen plante der Architekt Peter Märkli eine Hülle. «Beleuchtete Wände für Josephsohn» war das architektonische Programm, ein Minimum an Aufwand prägte seine Durchführung, ein Maximum an Raum ist das Ergebnis. Entstanden ist eine profane Kirche für die Kunst. Der elementaren Reduktion der Reliefs antwortet das disziplinierte Minimum des Gebäudes. Nicht-isolierte Betonwände, darüber eine Metallkonstruktion, die das leichte Flachdach trägt. Die Strenge gebiert das Karge.